

# Der Frada

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648948>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Frada

VON PETER KILIAN

Wir nannten ihn damals kurzerhand Frada. Mit diesem Namen rief ihn nämlich unsere Hausmeisterin, so sprach ihn auch meine Mutter an und so nannten ihn alle seine Landsleute. Ich könnte aber heute beim besten Willen nicht mehr sagen, ob dies sein wirklicher, bürgerlicher Name war, doch ist das ja gleichgültig und nicht von Belang. Frada lebte schon lange nicht mehr; er ist im grossen Vergessen untergetaucht, wie unendlich viele brave und fleissige Menschen. Hin und wieder bezweifle ich sogar, ob ausser mir noch jemand seiner gedenkt.

Wenn ich mich nicht gründlich täusche, war Frada damals etwa vierzig Jahre alt. Unseren Dialekt sprach er schauerhaft und manchmal rührend komisch, dabei war er schon als blutjunger Bursche in die Schweiz gekommen. Aber trotz der langen Jahre im fremden Land, hatte er sein südländisches Herkommen unverfälscht bewahrt. Wir Kinder fanden Frada ungemein interessant und abenteuerlich seltsam. Seine glanzdunklen Augen funkelten zwar keineswegs südlich-feurig, sie hatten vielmehr einen sanften, zärtlich-sohnen Ausdruck. Sein Kopf war rund wie eine Kugel, das Haar sehr dicht, kraus und borstig. Auffallenderweise war er schon stark ergraut. Lange Zeit hat mich Frada an den guten, alten Nigger in „Onkel Toms Hütte“ erinnert, das ich damals mit brennendem Herzen und bebender Anteilnahme verschlungen hatte. Wie viele andere Italiener trug Frada noch die zinnoberrote Leibbinde, die er jeden Tag umständlich an seinen Bauch wickeln musste und die eine samttschwarze Manchestert Hose festhielt. Sehr deutlich erinnere ich mich auch noch an seine baumwollenen Hemden mit den grossen, schwarzweissen Quadraten. Denn Frada lachte, dann entblöste er eine perlenblanke, kerngesunde Kette von Zähnen, die so schön waren, dass man mit recht an ihrer Echtheit zweifelte.

Frada bewohnte bei unserer Hausmeisterin ein Mansardenzimmer. Wir Kinder liebten ihn vom ersten Tag an. Er verstand es auch, unsere Zuneigung zu gewinnen. Nie war er barsch oder unfreundlich; immer hatte er sein breites Lachen für uns bereit oder irgendwelche spasshafte Worte. Und obgleich er sehr sparsam war, ja, man kann wohl sogar sagen, geizig, und sich nicht einmal am Sonntagabend ein Glas Bier gönnte, so vergass er uns doch nie. Er beschenkte uns mit kleinen Krimskrams, mit Säckelchen, die meist ziemlich wertlos waren, die uns aber darum nicht weniger Freude machten. Manchmal durften wir auch zu ihm in seine Mansarde hinauf. Das war immer ein kleines Ereignis, obschon dort oben eigentlich nicht viel zu sehen war. Indessen war auch das Wenige noch ehrenwert genug und das Odium des Fremdtigen haftete auch seinen geringsten Abseligkeiten an. Ein schmales Bett stand in der engen Mansarde, ein kleiner, lackierter Tisch mit einem Wachtuch, das seine aufgedruckten Blumen fast ganz verloren hatte; dann war noch ein Stuhl und ein armseliger Kleiderkasten mit einer sehr ungeschickten Edelholzmalerung. Am rohen Tannenholzgetäfel aber hingen viele kunterbunte Ansichtspostkarten aus seiner fernen Heimat. Man sah auf ihnen immer wieder das allzubunte, allzublaue Meer, hochaufragende Palmen

und die üppige Blumenfülle der Mittelmeerküsten. Auf einer der billigen Veduten war der rauchende Vesuv abgebildet. Mit der Stadt Neapel im Vordergrund und dem knüschblauen Golf.

Das waren die Dinge, die wir immer wieder bewunderten und die merkwürdigerweise ihren Reiz nie ganz verloren haben. Frada aber lebte auf, wenn er uns von all diesen fremden Dingen in seinem lustigen Kauderwelsch erzählen durfte.

Ein Bild in seiner Kammer aber erregte ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Es war dies ein Glanzbuntdruck mit schreiend-grellen Farben und einer leidenschaftlichen Gestik, wie sie von diesem farbenfrohen Volk geliebt wird. Das Bild aber stellte eine Barrikade dar und zuoberst auf der Barrikade stand eine noch junge Frau, die in ihrer hochgehobenen Faust eine zerfetzte Fahne schwenkte. Die schöne Brust war halb entblösst und die prächtigen, schwarzen Haare (die gewiss bis zur Hüfte reichten) flatterten in einem offenbar heftig ziehenden Wind. In ihrem schönen und überaus stolzen Gesicht waren ein paar dunkle Augen, die gross und herrisch entflammt, den arglosen Beschauer geradezu durchbohrten. Sie konnten einem ordentlich Angst einflössen. Und dazu schwang sie die zerfetzte, blutige Fahne und in ihrem Wesen lag eine grenzenlose Todesverachtung. Um die heroische Frauengestalt herum lagen tote und verwundete Männer, während aus dem ziemlich vage gehaltenen Hintergrund immer neue Kämpfer mit wutverzerrten Gesichtern vorstürmten. Diese primitive Verballhornung des berühmten Gemäldes von Delacroix, was der einzige künstlerische Schatz, den Frada besonders in sein Herz geschlossen hatte.

Er arbeitete in der Kohlenfabrik, wo damals noch Kohlen gemahlen und Elektroden hergestellt wurden. Da diese Arbeit sehr schmutzig und mühevoll war, musste Frada sich nach jeder Schicht gründlich baden. Die tägliche Ration Schmierseife, die er verbrauchte, um sauber zu werden, hatte seine dunkle Haut ausgelaugt und trocken und rissig gemacht. Seine breiten Handflächen waren von der schweren Arbeit dick und ledrig geworden und die Schwärze darin hätte wohl ein ganzer Eimer voll Lauge nicht mehr entfernen können. Wenn wir mit unseren weichen Kinderhänden über die seinen fuhren, fühlten sie sich wie Holzraspeln an; oder sie kitzelten uns wie die raue Zunge einer Kuh und dies bereitete uns oft einen ganz besonders ausgefallenen Spass.

Frada lebte einsam und bedürfnislos, wie viele seinesgleichen. Nur selten spazierte er mit einem Landsmann in seinen Feierstunden durch die Strassen; er zog es vor, auf der Bank vor unserem Hause zu sitzen und mit seinen sanften Glanzaugen vor sich hinzuträumen. Manchmal ging er auch in die nahe Italienerwirtschaft hinüber, wo er gelassen den Boccia-Spielern zuschaute, selbst aber nie zu den Kugeln griff und auch nur ganz selten ein Glas Bier oder dunklen Chiantiwein trank.

Sein Leben war die harte Arbeit in der Kohlenfabrik. Er gehörte zu jenen genügsamen Naturen, die unermüdet und treu wie ein Lastpferd arbeiten und in der knappen Freizeit neue Kräfte für die Arbeit sammeln. Vielleicht war er aber

auch, was man gemütskrank nennt. Seine Augen schienen mir manchmal so abgründig traurig und weltfern. Vielleicht hatte er ein unstillbares Heimweh in sich verborgen? Ich glaube heute, dass es Heimweh war. Doch damals kümmerte sich niemand darum und er sprach sich ja auch nicht aus. Er war zu schüchtern und in sich gekehrt; auch hatte er keine Freunde und mit Frauen sah man ihn nie...

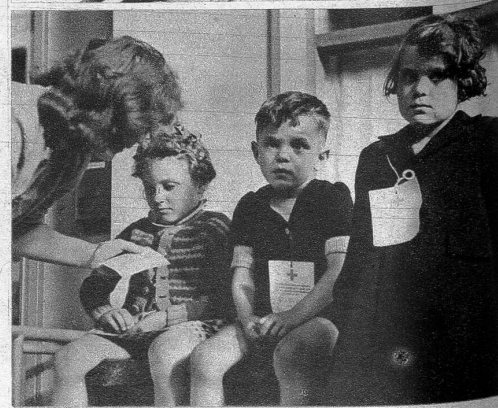
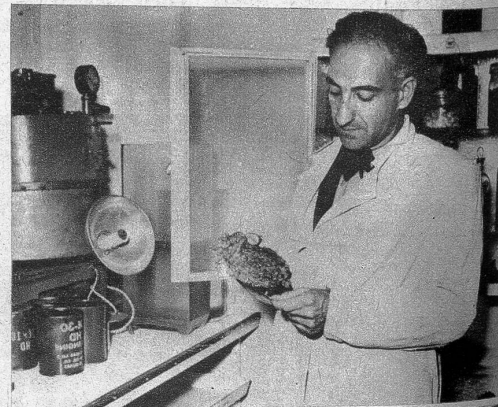
Bis zu jenem Sonntagabend, als er zum nicht geringen Erstaunen der ganzen Nachbarschaft, mit einem schon etwas betagten Frauenzimmer, der man von weitem die Italienerin ansah, nach Hause kam. Oh, er war mächtig stolz auf seine Begleiterin, das merkten sogar wir Kinder. Seine Augen glänzten glücklich und irgendwie wirkte er dadurch komisch.

Zuerst stellte er die Unbekannte der Hausmeisterin vor und dann ersahien er auch bei uns. Sie ist mir nur noch unendlich gegenwärtig in meiner Erinnerung; es ist ja auch schon lange her und sympathisch war sie mir nicht. Ich weiss sogar noch, dass uns die „Geschmacksverirrung“ des guten Frada enttäuschte. Man konnte von ihr alles mögliche behaupten, aber hübsch war sie nicht. Ihre glänzend schwarzen Haare, die im Licht bläulich schimmerten, hatte sie zu einem lächerlichen Turm aufgeknotet. Und Schneidezähne hatte sie wie ein Kaninchen. Auch war sie geschmacklos gekleidet, aufgedonert, wie man so sagt. An ihren Füssen trug sie hohe, lehmgelbe Stöckelschuhe, auf denen sie kaum gehen und stehen konnte.

Natürlich wurde es bald ruchbar, dass Fradas Auserwählte, als Serviertochter und Köchin in einem zweifelhaften Restaurant der Altstadt diente.

Von nun an war er wie ausgewechselt. Eine seltsame Verwandlung ging in ihm vor. Er befand sich nun oft ausser dem Hause, hatte nicht mehr viel Zeit für uns und er beschenkte uns auch nur selten noch mit kleinen Süßigkeiten oder anderem Krimskrams. Die komische Köchin

SCHLUSS AUF SEITE 1108





# Eine Berner Malerin in Genf

Genf, die Wahlheimat Hodlers, dessen Licht und Atmosphäre schon auf eine zärtliche, kaum zu definierende Art der Azure mediterranen Raums ankündigt, hat während des Krieges immer wieder die Maler und Malerinnen der deutschen Schweiz anziehen gewusst. Es musste ganz einfach Paris und seinen Zauber ersetzen, was durchaus nicht so sehr leicht war, denn diesem, einem zuweilen äusserst polaren Bisenwind verpflichtete Stadtwesen fehlt nun doch einmal die vollkommene «Douceur» der Seine-Kapitale, namentlich die wie gefilterte Beseligung der taubengrauen Abende, der sanfte, lächelnde Frühling, der vollkommene Sommer. Und doch liegt über der «Grisaille» der Rhonestadt, ihren ockrig-grülichen Giebeln und Dächern, ihren kleinen Weinhügeln des Hinterlandes, ihren schlicht-aristokratischen Landhäusern des 18. Jahrhunderts der Süden wie eine feine Ahnung und ein lockendes Grüssen. Ganz klar, dass viele der Palette Verhafteten aus den nördlichen Kantonen auf diese Reize — je nach Temperament und Anlage reagiert haben und über dem mystischen Prozess des Farbmischens neue Konzeptionen fanden. So vermochte sich alemannische Strenge südlicher Beweglichkeit zu verbinden; die Farben bekamen Glanz und eine gewisse dämonische Weichheit und zugleich jene frohe Transparenz, die wir seit den Tagen der französischen Impressionisten nicht mehr aus der modernen Malerei fortdenken können.

Frau J. A. Jaquet hat eigentlich diesen typischen Prozess in nicht sehr gravierendem Masse durchgemacht. Sie brachte eine gewisse südlich-statische Konzeption und eine ungetrübte, zumeist in ungebrochenen Tönen sich aussprechende Farbigkeit schon sozusagen von Haus aus mit. Hinzu kam eine formale Bildauffassung, die durch die besten Namen der französischen Malerei, wie Matisse, Dufy, Bonnard belegt werden kann, ohne doch eine gewisse bernische, man wäre geneigt zu sagen, folkloristische Simplität durchaus nicht zu verleugnen, wobei ich namentlich an ihre auf blumige Hintergründe gemalten Kinderbildnisse denke.

So konnten ihre grossflächigen, mit weiblichen Instinkt komponierten Porträts, Interieurs und Landschaften, die man vor einiger Zeit hier in den Räumen des Cosy Corner und kurz darauf in der



Caricature



Mon vis-à-vis

Athenée sah, durch ihren starken persönlichen Charme überraschen, und Künstler von Rang, wie u. a. den Genfer Hornung zu spontanen und in einem seltenen, schönen, kameradschaftlichen Geist ausgesprochenen «Elogen» bewegen.

Worin liegt das Bestrickende dieser eigenwilligen und malerisch so ausserordentlich sicher arbeitenden Frau? Wer Frau Jaquet gegenübersteht, erkennt schon in ihrer physischen Erscheinung die Gegebenheiten ihrer Kunst. Nicht sehr gross, von anmutiger Gestalt, auf der der eher kleine Kopf von leicht magyarischem Typus, (was auf ihre ungarischen Ahnen väterlicherseits hindeuten mag) ruht, wirkt alles an ihr seltsam gefestigt und konzentriert. Ursprünglich von der Haute Couture herkommend, der sie sich nach Abschluss ihrer Studien zuwandte, hat sie von dorthin einen ausserordentlich sicheren Geschmack für Farben und kompositionelle Werte entwickelt, der ihr, auf ihrem nicht leichten, aber mit ausserordentlicher Verwe eingeschlagenen Weg zur freien Künstlerin — so wie sie heute vor uns steht — zustatten kam. Wer ihr schlicht-festliches, mit kultiviertem weiblichen Takt eingerichtetes Heim am Rande des alten Quartiers von St. Gervais betritt, hoch über den Dächern der Calvinstadt, der ist alsbald von ihrer initiativ ursprünglichen Persönlichkeit und in gleich starkem Masse von ihren Bildern — die hier souverän alle Wände schmücken — gefangen genommen. Allerdings, diese Malereien in einem Stil, der uns wie eine beglückende Synthese von expressionistischer Farboffenbarung und neuer Sachlichkeit anmutet, entstehen nicht von ungefähr. Wer Jacqueline Alice Jaquet arbeiten sah mit ihren gross werdenden, streng beobachtenden Augen und in ihrem fiebrigen Gebeugtsein über der Palette, der ahnt etwas von ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die sich keine grelle Aufdringlichkeit und keine Verirrung ins snobistisch Billige gestattet. Alle ihre Kompositionen atmen die Wärme wahrer Hingabe, sind gemalt mit einem Wissen um die notwendigen «Valeurs», zugleich aber in jener intensiven Keckheit, die einen malerischen Einfall bis an die Grenze des Erlaubten vorzutreiben versteht.

E. H. St.

## DER FRADA

SCHLUSS VON SEITE 10

wurde zu seinem Ein und Alles; sie war der Mittelpunkt aller Dinge und in seinen Augen ein höheres Wesen. Wenn er bei uns in der Küche sass, dann wurde nicht müde, meiner Mutter die Vorzüge u. seltener Tugenden, ja sogar die laute Schönheit seiner Angebeteten zu preisen. Er pflegte nun auch sich selbst wie ein junger Geck, verzichtete auf die schön zinnoberrote Leibbinde, kaufte sich ein modisches Gewand von der Stange und versteckte seine wunderbar weiten und romantischen Manchesterhosen tief im Kastenboden. Bald hatte Frada mit meinem Onkel Tom-Urbild keine Ähnlichkeit mehr.

Ein halbes Jahr später verlobte sich mit dem komischen Frauenzimmer aller Form. Die Leute feixten hinter seinem Rücken, aber der Gute, der Verzauberer merkte nichts davon. Man nannte ihn ein Torer und als er gar hochgemut und kinhaft naiv die Absicht äusserte, in Bälz zu heiraten, da hielt man ihn gänzlich für einen Torer, wenn nicht gar für übergeschnappt.

Aber es kam nicht so weit.

An einem Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht, dass Frada in der Fabrik ein Unglück zugestossen sei. Die Einzelheiten, die bald darauf bekannt wurden, waren grauenvoll und erschütternd. Frada hatte während der Nachgearbeitet und als die Frühschicht kam fand man von dem Unglückseligen nur noch ein paar verkohlte Ueberreste.

Frada musste sich in einer Anwandlung von Lebensüberdruß in den grossen Kessel gestürzt haben. Man konnte sich zu erst die Beweggründe zu diesem grauenvollen Entschluss nicht erklären, aber einige Tage später, als die armselige Ueberreste seines Erdendaseins sich unter dem Boden ruhten, sicherte die Wahrheit durch. Der arme, bedauernswerte Mensch hatte an jenem denkwürdigen Abend entdecken müssen, dass seine Verlobte ihn betrog. Diesen Treubruch nahm er sich zu Herzen, dass er keinen anderen Ausweg als den Freitod mehr fand.

Wie schnell und gnadenlos spülte der Alltag die Erinnerung an den braven Menschen fort! Kaum einige Wochen später erinnerte sich wohl nur selten noch jemanden seiner. Ich weiss auch nicht, wo sein Siebensachen hingekommen sind. Ein anderer Schläfer mietete sich bald darauf in der Mansarde ein. Fradas geliebter Buntdruck und die grellfarbigen Veduten waren plötzlich verschwunden. Vielleicht hatte die Hausmeisterin den ganzen Kessel bei der nächsten grossen Wäsche verbrannt. Zuzutrauen war ihr das, denn sie war eine resolute Frau und gar nicht empfindsam.

Ich musste noch oft an den gutmütigen Frada denken. Wenn ich an den Abenden aus unserem Stubenfenster zur Kohlenfabrik hinüberschaute und die strahlenden Funkenfarben aus dem grossen Kamin in die samt dunkle Nacht stieben sah, tauchte immer wieder Frada vor meinem innern Blick auf, so wie er gewesen war, bevor er das läppische Frauenzimmer kennen gelernt hatte, mit seinem grauen Wuschelkopf und den sanften, dunklen Glanzäugen; mit seiner zinnoberroten Leibbinde und den lustig schlenkernden Manchesterhosen und ich vernahm auch wieder seine tiefmännliche, melodische Stimme und fühlte mit einem ergriffenen Schaudern die feilen, rauhen Flächen seiner schweren Arbeits Hände.

Wenn es wirklich einen Himmel gab, dann hatte man Frada, den gutmütigen, sanften Frada, mit offenen Armen dort oben empfangen. Davon war ich feisenfest überzeugt.